

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1921**

259 (5.11.1921) Die Mußestunde



Das machtvolle „Und so weiter“ der Weltgeschichte spricht eine wahrhaft gewaltige Warnersprache. Der überwältigende Ausblick, mit dem Nikolaus Lenau sein erschütterndes Albigenerdrama schließt, sollte den verblassenden gewaltanbetenden Katastrophenspolitikern von links, andererseits aber auch jenen Gewaltpolitikern von rechts zu denken geben, die da verneinen, sich dem mühsam gebahnten Aufstieg und dem hoffenden Emporbringen der lange niedergehaltenen Massen und Lastträger der Menschheit und den gedrückten Lazarusfamilien des Volkes in die Höhe und zum Rechte auf die Dauer gewaltsam entgegenstemmen zu können:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,  
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen  
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Mänteln,  
Den Albigenern folgen die Hussiten  
Und zöhen blutig heim, was jene litten.  
Nach Süd und Niska kommen Luther, Hutten,  
Die 80 Jahre die Seuchenstretter,  
Die Stürmer der Papiste und so weiter.

Dieses einfache „Und so weiter“ mit seiner urgewaltigen Wahrheit ist die erschütterndste Mahnung, die die Geschichte, diese große Lehrerin und Mahnerin der Menschheit erteilen kann. Der Kampf der Geister ruht nicht. Mit furchtbarem Ernste stellt eines der weltgeschichtlichen Bilder Kaulbaachs die Geisterschlacht auf den katakambischen Gefilden dar, wo zwischen den Hunnen und den Kulturvölkern um die Entscheidung gerungen wird: Die Geister der Erschlagenen leben in den Lüften den Kampf fort. Dieses geniale Sinnbild ist von derselben monumentalen Bedeutung wie die gewaltige Wahrheit des „Und so weiters“ Lenaus. Was der Dichter von den erbitterten Glaubenskämpfern früherer Jahrhunderte mit so zwingender Folgerichtigkeit dargelegt hat, das hat seine bedeutungsvolle Geltung auch bei allen sonstigen Kämpfen um die Erringung geistiger, politischer und wirtschaftlicher Befreiung und um die Erzielung reinen Menschentums und echter Menschenvürde. Auch in dem gärenden Ringenden der Jetztzeit nach endlicher gerechter Befreiung aus den altüberkommenen drückenden Fesseln, aus den geringen Fängen und Auswüchsen der kapitalistischen Wirtschaft sollte dies unerbittliche „Und so weiter“ nicht ungehört verhallen. Gebet dem Volke, was des Volkes ist, und dem Menschen, was des Menschen ist, aus freien Stücken, aus eigener freier Entscheidung in opferbereiter Freiwilligkeit! Jede neue Knebelung läßt den Willen der unachteten Lastträger der Menschheit zur Lösung der Fesseln und zur befreienden Tat nur desto kraftvoller reifen, stützt sie zu neuem, wildem, flammendem Trotz auf, macht die Schwachen zu Riesen und befähigt sie schließlich, trotzig Kettenbrecher, starke Gestalten ihrer Geschichte und Vollbringer des befreienden Menschheitswerkes zu werden: „Wir hämmern jung das alte, morische Ding, den Staat...“

Wie viele ihrer auch dieser übermenschlich scheinenden Anstrengung erliegen mögen, immer neue Kämpfer nehmen den Sinkenden Kelle und Hammer aus der Hand zum Bau des neuen Hauses der Zukunft. Mit äußeren Machtmitteln, mit den Waffen, die aus der Rüstkammer überlebter gewaltanbetender Zeiten stammen, ist das Allheilmittel zur Niederzwingung und zur dauernden Niederhaltung der mit Macht zur Entfaltung drängenden neuen Volkskräfte nicht zu finden. Kein Augenblickserfolg darf darüber hinwegtäuschen. Das für Millionen zu einem starken Glauben gewordene Sehnen nach wirtschaftlicher und sozialer Befreiung, nach gerechter Gleichwertigkeit und nach innerer Erneuerung des Menschengeistes, das hoffende Vertrauen auf die Erlöserkraft des Sozialismus und der Menschenverbrüderung läßt sich nicht unterdrücken: veritas vincit! Die Kraft der Wahrheit wird aller Gemeinheit zum Trotz doch schließlich siegreich durchbrechen.

Ueber der Würzburger Universität erhebt sich über der lapidaren Inschrift: Veritati (der Wahrheit!) eine plastische Gruppe von tiefer Sinnbildlichkeit: die leuchtende Gestalt des Prometheus, der mit der Fackel des Lichts und des Geistes das aus dunklen Eden und Tiefen kriechende

effle Gewürm des Unwissens, der Unwahrheit und der Gemeinheit verschleucht. Dies Symbol möge auch den viel angefeindeten Vorkämpfern und Bannerträgern edler Menschheitskultur ein leuchtendes Signal sein: Allen dunklen Mächten und Gewalten zum Trotz wird die Wahrheit sich behaupten und mitten durch die unauflösblichen Strömungen und leidvollen Wirren der jetzigen gärenden Sturm- und Drangzeit mit ihren betäublichen Auswüchsen von rechts und links wird sich in steter organischer Weiterentwicklung der Aufstieg zu sonnigem Licht und zu neuem menschenwürdigen Leben vollziehen.

Humanität! (der Menschlichkeit!) Das ist das andere leuchtende Wort, das ewige Kraft hat; denn tätige Menschenliebe ist eine Silhouette der Gottheit. Der Sinn des Weltgeschehens bleibt inmitten all des verwirrenden Wechsels zwischen Wellenlinien mit Gebungen und Senkungen doch in seinen Grundzügen unerröckbar. Aus Tiefen zu freien lichten Höhen, aus den Fesseln gebundener Unfreiheit zu edler, reiner, freier Menscheneinfaltung. Wir sind Zeugen und Kämpfer einer großen Zeit, wo die einfachste und dabei doch die größte Wahrheit mehr und mehr Gemeingut zu werden beginnt: „Rasset uns Menschen sein!“ Diese schlichte Mahnung hineinzu hämmern in alle Hirne und Herzen, ist das Hauptgebot des Tages, die heiligste Forderung der Stunde. Wenn diese Menschheitsforderung ihrer Erfüllung entgegengeht, dann wird Ulrich Guttens feherisches Wort: „Siehe, es ist eine Lust zu leben“ seine Geltung haben für alle, auch für die bisherigen Hochträger und Lastträger der Menschheit, dann wird — wenn auch keine Gleichheit — aber doch eine Gleichwertigkeit und weltweite Brüderlichkeit Geltung bekommen und gleiche Höhenluft und Sonnenlicht allen zuteil werden müssen, die Menschenantlitz tragen und es wird mit Recht heißen: „Siehe, es ist alles neu geworden und ist alles eine neue Kreatur!“ Der Menschheit heiliges Land, das Ziel unseres Sehns, liegt dann endlich vor uns, nicht mehr als Traum, sondern als Wirklichkeit, jenes Land, wo es keine Herren und Knechte gibt, sondern bloß Menschen und Brüder, denen in Wahrheit das Wort Nichtschmerz des Lebens ist: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Ueber dem Morgenrot aber zu diesem schönen Lande der Zukunft steht das einfache Wort: Humanität! (der Menschlichkeit!). Dieses heilige Land schauen zu dürfen, das uns die Träger der Menschheitsfahne gewiesen und wofür sie ihr Leben gelassen haben, sei unser Gebet; des Menschheitskämpfers Kurt Eisner Gelöbnis (Gesang der Völker) aber sei der Leitstern in dies neue Land:

Wir schwören, zu hören, Die Menschheit gefunde  
Den Rufern der Freiheit, In schaffendem Bunde.  
Wir schirmen in Stürmen, Das neue Reich ersticht.  
Die heiligen Höhen, O Welt werde froh!  
Welt werde froh!

Der 9. November im Ostheer

Von Alwin Rudolph

Allerhand Gerüchte schwirren schon längst umher. In den Garnisonen sollten sich Truppen gewiegt haben, an die Front zu gehen. Ganz bestimmte Einzelheiten wurden erzählt. Ein Umlauber, der von Hamburg das Märchen mitbrachte von einem ganz neuen unbemannten Schiffstyp wurde ausgelacht und beinahe verprügelt. Man hatte den Schwindel satt. An den Bahnhöfen gab es bei Ankunft der Zeitungen harte Kämpfe um den „Vorwärts“, die anderen wurden verächtlich zurückgewiesen, sie blieben liegen. Berlin sollte voller Deserteure sein. Auch Wilna. Jeder Armeebefehl brachte Steckerbriefe von Fahnenflüchtigen. Die Gefangenen begannen auszureißen, von Tag zu Tag wuchs ihre Zahl an. Und von überall wurden Verhaftungen von Depotverwaltern gemeldet, weil sie Heeresgut verschoben hatten und so die Front von hinten erdolochten.

Die Polen wurden aufässig. Die Bayern verweigerten die weitere Zwangslieferung. Das Schiedertum entfaltete höchste Blüten. Schon bildeten sich Einwohnerkomitees. Im Nachbarort jagten die Polen den Amtsvorsteher davon, einen schneidigen Leutnant. Er hatte Bayern mit der Keilpeitsche bearbeitet. Er war durchs Fenster gesprungen und zum nächsten Bahnhof gelaufen. Von hier schickte er eine Patrouille ins Dorf und rief telephonisch Gendarmen herbei. Als sie in der Nacht

herangesprengt kamen, wurden sie als vermeintliche Polen von der Patrouille beschossen, sie machten schleunigst kehrt und erzählten von einem Polenüberfall.

Aus allen Ostschlofen kamen Meldungen von Blinderungen. Ganze Bänder wurden von den Einwohnern niedergemacht. Kleinere militärische Kommandos wurden verjagt. Aus den freigelassenen Kriegsgefangenen hatten sich Komitees und Einwohnerwehren gebildet. Die von der Heeresverwaltung benutzten Güter wurden angegriffen, ausgeraubt, die Maschinen zertrümmert. Die zwei oder drei Soldaten auf den Gütern — auf manchen war es auch nur einer — mußten flüchten.

Wir lagen nachts in Marnbereitschaft. Zu unserer eigenen Sicherheit gingen Patrouillen durch die Ostschlofen und wir hatten wieder Zapfenstreich und Parole, was wir in Russland schon seit einem Jahr nicht mehr kannten. Der Magazininspektor lag im Bett mit zwei Redolern und einem Karabiner. Er wußte warum. Bei jedem Geräusch sprang er auf und legte an. Das ihm unterstellte Kommando hatte es abgelehnt, für ihn des nachts Posten zu setzen.

Das waren die Vorbereitungen. Als Prinz Max Reichsanzler wurde und Scheidemann in die Regierung eintrat, war ich eben in Urlaub. In Frankfurt hörte ich Genosse Duard über die neue Regierung, die den Frieden versprach. Als ich zurückkam, wurde ich ausgefragt und konnte nicht genug berichten. Die Zeitungen kamen immer spärlicher zu uns oder blieben ganz aus, wie der „Vorwärts“, der immer unterwegs verloren ging. Und unsere Zeitung der 10. Armee war in ihrem Hauptteil ganz allddeutsch und verlangte nach der nationalen Verteidigung.

Die Heberfälle der Polen, der ständige Rückzug im Westen, das Ultimatum an den Kaiser, die Armezeitung noch immer mit ihrem Siegeswillen, eines kam zum anderen und steigerte die Aufregung der Kameraden von Tag zu Tag. Alles schaute unruhig und lauschte, von wo wohl das reinigende Gewitter aufsteige.

Da wurde für uns zum Abend des 9. November noch ein „vaterländischer Unterhaltungsabend“ angesetzt. Wir nannten ihn: „Die letzte Rettung“. Der Hauptmann unserer Kompanie war Ortskommandant und gehalten, jeden Monat einen solchen Abend zu veranstalten. Aber er machte es so, daß gerade dem Befehl Genüge geschah. Ein Vortrag mußte sein, den erledigte immer einer unserer Offiziere, dann folgte Musik, Gesang und Tanz. Die vaterländische Rede war immer kurz, zum Kaiserhoch kam es nur selten. Einmal war auch ein Unteroffizier mit der Ansprache beauftragt, ein Gewerkschaftsbeamter der Holzarbeiter, der die Vermögenskonfiskation zur Tilgung der Kriegsschulden verlangte. Das war im Oktober und es wurde ohne Widerspruch aufgenommen.

Aber für diesen Samstag witterten wir etwas wie eine Entscheidung. Den Tag über wurde immer wieder die Fernsprechstation aufgesucht oder angefragt. Aber Nachrichten waren nicht zu erlangen. Und doch, es war uns Gewißheit, sie mußte kommen. Gegen Abend wurde uns durchs Telefon mitgeteilt, Wilna habe unter der roten Fahne, ein Soldatenrat sei eingesetzt und habe das Kommando übernommen. Da wurde die Verbindung abgebrochen und war nicht mehr zu erlangen. Bewaffnet und mit Handgranaten versehen — wegen der Polen — gingen wir zu unserem Unterhaltungsabend.

Werden sie uns heute angreifen? In der Ostschlofen gingen Patrouillen. Einige abgelegene Posten hatten die Polen schon ausgehoben, die anderen hatten wir eingezogen. Das Ostschlofen war überfüllt. Wird die Ansprache heute noch einmal mit einem Kaiserhoch enden? Das war das letzte, das war uns allen gewiß. Und wir hatten verabredet, daß keiner mehr mitmachte. Dabei wußte keiner was von Sozialdemokratie, oder von Unabhängigen, von Spartakusbund oder Sozialismus. Es waren ja meist Schwarzwaldbauern und Landwirte aus dem bairischen Hinterland. Aber daß der Kaiser zurücktreten müsse, damit es endlich Frieden gebe, und daß eine Nationalversammlung einberufen werde, das wußten sie schon lange. Rücktritt des Kaisers und Frieden hing für viele zusammen und es gab nur eines mit dem anderen. Die Nationalversammlung, das war auch die erste Forderung der Soldatenräte des Ostheers.

Wir warteten, daß es losgehen sollte. Wollte man noch nicht anfangen? Die Offiziere saßen verlegen und unschlüssig. Der Leutnant blätterte in seinem Notizbüchlein, man hörte es klitzern im entlegensten Winkelchen. In diese Stille hinein brach einer von den Telegraphisten: „Der Kaiser hat abgedankt!“ Da ging es wie ein Aufbruch durch den dumpfen, dunklen Raum, die Gesichter erhellten sich, die Augen leuchteten und überall hieß es und war wie eine Befreiung: „Der Krieg ist zu Ende!“ — „Jetzt kommen wir heim!“ Und alle wußten und waren sich einig: „Das ist die Republik. Jetzt übernimmt die Sozialdemokratie die Regierung.“

Denn das eine war allen klar: die Sozialdemokratie in einiger Geschlossenheit nur kann Volk und Vaterland retten. Das war so selbstverständlich, — und unsere ganze Hoffnung. Wir aus Russland kamen noch lange nicht in die Heimat umharrten aus um der Brüder willen, die noch viel weiter östwärts lagen. Als aber Berlin auf den Kopf gestellt wurde, nur um einen Polizeipräsidenten, da verloren die Massen den Glauben von der einzigen Rettung und die Schwarzwaldbauern nahmen wieder ihre Gebetsbücher hervor.

Wir wählten einen Soldatenrat, er brachte uns aus Wilna die ersten Nachrichten aus Deutschland. Da wir über unsere Führer nicht zu klagen hatten, wollten wir alles lassen, wie es war, der Hauptmann die Kommandogewalt haben, alles auf seinem Posten bleiben, der Soldatenrat unsere Vertretung sein. Aber da sollte dem Amtsvorsteher aus der Melerei Butter gestohlen sein und er verlangte die Bewachung. Wir bekamen aber heraus, daß er die Butter verschoben hatte. Wir setzten ihn ab, auch den Inspektor vom Proviantmagazin, der hatte zehn Sad Weizenmehl an einen Juden verkauft. Aber wohlgemerkt, der Inspektor und der Leutnant waren keine Juden. Bei der weiteren Revision entdeckten wir, daß sie viel größere Schiebungen hinter sich hatten. Das ist auch so ein Kapitel der Legende von der erdolochten Front.

In der kommenden Woche hatten wir viele Posten um uns. Zu unserer Sicherheit stellten wir ihnen ein Ultimatum und sie verschwanden. Aber nach einigen Tagen hatten wir einen Ueberfall auf unser Magazin. Doch er hatte keine Folgen. Lange warteten wir auf unsern Abtransport. Unsere Arbeit war, die zurückziehenden Truppen zu versorgen und die russischen Defens zu heizen. Es war noch eine harte Geduldsprobe und Nachricht bekamen wir nur noch durch unsere Armezeitung, jetzt das Organ der Soldatenräte.

Am 11. November erhielt noch ein Kommandoführer den Befehl, wegen Beteiligung am vaterländischen Unterricht. Er war am 8. zur Post gegeben und in der Revolution nicht verloren gegangen. Der Kommandoführer schrieb zurück: „Die militärische Gewalt hat hier der Soldatenrat. Dieser sorgt für Aufklärung im Sinne der jetzigen Staatsordnung.“ Darauf kam die Meldung von der Kompanie — es ist fast nicht zu glauben, aber höchstwahrscheinlich wahr —: „Der Befehl vom 8. 11. betr. vaterländischen Unterricht ist aufgehoben.“ Für uns war er ohne weiteres erledigt. Aber der Militarismus mußte sich auch im Verenden noch einmal aufrichten.

Für unsere Frauen Mütter

Zwei junge Frauen hatten sich in den öffentlichen Anlagen getroffen, jede mit einem Kinderwägelchen, in dem ihre Lieblinge schliefen. Gemeinsam spazierten sie die breite Kasernenallee hinunter und unterhielten sich über alles mögliche; die Luft war weich und löste mit den selbigen Säcken der Kinder, und sorgsam leuchteten die jungen Mütter das leichte Gespräch. Plötzlich traten sie beiseite, denn zwei glänzende Offiziere in idelloser Uniform ritten ihnen entgegen. Aus den frischgeernteten Gesichtern blickten übermüdete Augen. In jedem Nerv, in jeder Bewegung zuckte die Lebenslust, der göttliche Reichtum dieser privilegierten Jugend aus der Bourgeoisie. Und so wie diese Herren waren ihre Pferde, lebendig, fähig, mit bebenden Hüften, übermüdet galoppierten sie die Allee hinunter und flogen stolz an den beiden Frauen vorüber.

Leise sagte die eine der Frauen: „Das sind nicht solche, die in den Schützengräben haften —“  
„Nein“, erwiderte die andere, „diese waren hinter der Front, da, wo Beschlagel gefeiert wurden und die Kugel der Feinde nicht hinfraßen. Lebensgefahren waren nicht dabei, Angst und Sorgen waren nicht ihr Los — sie haben gelebt in Glanz und in der Sonne. Das Dunkel, die Nacht, die gräßliche Todesangst, das Graufen, die Gefahren — die haben sie nicht kennen gelernt, dafür waren andere da. — Und diese Jungen, schönen Menschen, die lebenstoll und lebenslustig auf ihren Pferden galoppieren, diese sind es, die im Geiste bereits den nächsten Krieg vorbereiten —“

„Ach“, seufzte melancholisch die andere, sie war still und sauf, aus ihren hellen Augen schimmerte Enttäuschung und Furcht, „Kriege wird es immer geben!“  
Und sie sah bekrübt auf das schlafende Kind im Wägelchen und beschaute behutsam eine lästige Fliege, die summend um das Köpfchen des Kindes flog.  
Aber in der andern Frau lagte es, als sie diese mutlose Aeußerung hörte.  
„Du fühlst dich also geschlagen, bevor nur der Kampf begonnen hat“, rief sie. „Für diesen lieben Bengel, der hier im Wägelchen schläft, für den du jedes Opfer bringst und Ent-